

Veit Templin

Der Malerlehrling I

Eine ostdeutsche Geschichte

Aufland Verlag Croustillier

Veit wurde in Bad Freienwalde geboren und fand seinen beherzten Lebensradius schon als Kind zwischen Höhen und Bruch. Er erlernte das Malerhandwerk, wechselte später aber in die Hochbauberufe und verbrachte fünfzehn Jahre damit, sie sich anzueignen. Neben der Arbeit, deren Spuren man im ganzen Oderbruch findet, banden ihn auch die Musik, die Familie, die Fischerei und die Jagd an die Gegend. Also ist er geblieben. "Der Malerlehrling" ist sein erstes Buch, das in drei Teilen erscheint.

Der Malerlehrling I

Danksagung:

Der Aufland Verlag dankt der Stiftung Oderbruch herzlich für ihre Unterstützung des "Malerlehrlings". Die vorliegende Publikation wurde zudem von der Akademie für Landschaftskommunikation mit Spenden von Elke Michael, Jens-Uwe und Beate Niehoff, Claudio Jarczyk und der Theater am Rand GmbH gefördert.

Wir danken Christian Blume für seine Hilfe beim Lektorat.

Alle Rechte vorbehalten.

2013 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-944249-03-2

1961, 3. März. Vater tot.

Mein Vater wollte für meine Mutter Hausschuhe kaufen, zusammen mit meiner Tante Pidel. Pidel hat überlebt, mein Vater nicht. Sein Geschlecht hing im Lenker der 3.5er Jawa. Es war ein Unfall auf der Insel. Dort lebten wir, auf der Insel Neuenhagen.

1961, was war da noch? Genau! Mauerbau. Mauerbau in Berlin. Also ein Zeichen. Veit musste unbedingt hierbleiben. Veit, das bin ich.

Wo es eine Insel gibt, da gibt es auch Wasser. Das Wasser ist das Bruch, oder wie die Natives sagen: Bruack. So nennt man hier das Oderbruch. Dieses Gebiet legte im 18. Jahrhundert der „Kleine Fritz“ trocken.

Das ging also mit einem richtigen Peng los, das Erscheinen des Veits.

Im Bruch wurde Platt gesprochen. Jedes Dorf hatte seinen eigenen Akzent. Oben auf dem Plateau wurde berlinert, aber am Rand, also südlich und nördlich davon, ging das Platt ohne fließenden Übergang los, ins Bruch hinein.

Die Insel. Die war alt, da war Sand, da waren die Brunnen tief, zehn Meter und mehr. Und mit dem Plattgequatsche veränderte sich die Brunnentiefe auf

spatentief und da war mit einem Mal Schlamm. Modder, so wie die Einheimischen es nennen. Also bindige fruchtbare Böden, das Auenland. Und mit dem Plattgequatsche veränderte sich auch das Wetter. Oben auf der Insel waren die Sonnenaufgänge normal, im Bruch dagegen gab und gibt es immer Nebel in allen Formen und hier riecht und atmet die Oder.

Die Oder ist immer noch nicht vom Menschen verbaut, mit Wehren und solchem Quatsch. Vom Riesengebirge bis ins Haff hinein ein richtig natürlicher Fluss. Das ist selten in Deutschland. Und deswegen atmet der Fluss, an dem schon wenigstens sieben Generationen meiner Vorfahren lebten. Und ich, das weiß ich jetzt genau, werde auch hier leben müssen. Die Oder riecht anders als andere Flüsse. Ich kann das riechen. Ich war an Rhein, Main, Tauber, Moldau, Weichsel, Elbe und so weiter. Alles kacke, alles keine Oder. Die Oder riecht sanfter, lieblicher, mit einem kleinen modrigen Abgang. Die Flüsse in Norwegen zum Beispiel konnte ich gar nicht riechen. Einfach zu sauber, kein Modder.

Zurück zur Insel, auf der ich 19 Jahre verbrachte. Mein Dorf hieß Hohenwutzen. In meiner Kinder- und Jugendzeit ein beschauliches Dorf mit mehreren Teilen. Nördlich das alte Bauerndorf, als Rundling gebaut, dann das Mitteldorf, wo ich wohnte und die Kante, Neuglitzten.

Es war die Zeit, als Ortschaften noch lebten. Es gab

mehrere Bäcker. Gaststätten soll es mal sieben Stück gegeben haben. Zu meiner Zeit existierten noch zwei und es gab einen Schlächter, so sagt man es hier, zudem einen Bauhof, einen Fischer und natürlich die sogenannte Kolchose. Pflanzen und Tiere, so wurde das unterschieden.

Diese Insel wurde nach dem Krieg zum östlichen Ende Deutschlands. Also nicht mehr die Memel. Diese Situation konnte man hier spüren, denn wir waren so nah dran wie es eben nur ging. Viele Menschen stammten aus den alten deutschen Gebieten, aus Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien.

Unsere Sippe kam aus Schlesien und jeder von uns war anders. Einfach andere Typen, nicht nur wegen der Sprache. Es war schon lustig das Schlesiervolk beim Bäcker zu beobachten und ihm zuzuhören.

Viele hatten das Gefühl, es ginge zurück. Manche hatten die Koffer mit dem Wichtigsten unter dem Bett liegen, gar nicht erst ausgepackt.

Veit war der Erste, also das erste Kind an dem meine Mutter üben konnte. So zum Beispiel bei der Ernährung. Veit saugte mehr aus dem Körper als normal und als sich der Aggregatzustand von flüssig auf fest änderte, verschärfte sich die Situation. Meine Mutter arbeitete mit Tabellen oder so was und fütterte mich nach Buch. Die Konsequenz daraus war ein akustisches Dauersignal, Veit weinte. Dann bekam ich Ausschlag. Das muss mein

Glück gewesen sein, denn erst daraufhin ging meine Mutter mit mir zum Kinderarzt. Ob der oder die, ich kann mich nicht mehr erinnern.

„Sagen sie, liebe Frau, haben sie dem Jungen schon mal so viel gegeben, bis er von alleine angehalten hat zu essen, sprich, bis er satt war?“

„Natürlich nicht!“ antwortete meine Mutter.

Der Arzt meinte, sie solle es mal versuchen. Und schon verbesserte sich meine Lebensqualität wesentlich, der Ausschlag ging weg und Veit hatte gute Laune.

Also Fressmaschine, nur Einnahme von Essen, und Kacke raus. Das war mir anscheinend das Wichtigste. Andere Eltern erzählten, dass ihre Kinder sich schon mitteilten, also eine Art menschlicher Sätze mit anderen Wörtern eben. So wie Tanten sowieso immer irgendwas an den unfertigen Körpern sehen. Vielleicht ja sogar Ähnlichkeit zum Opa oder was auch immer.

Bei Veit war das anders: nur Lautäußerung zwecks Nahrungsaufnahme. Fortbewegung ja, Kommunikation nein. Ich kann mich zum Beispiel an Familientreffen erinnern, bei denen mich alle mit großen Augen ansahen und ganz deutlich ihre Lippen bewegten, als wäre ich taubstumm. Und ich sah Mitleid in ihren großen Augen: „Mein Gott, Rita hat ein dummes Kind. Arme Frau.“

Diese Annahme verstärkte sich natürlich bei allen, weil Veit sich immer in die Hose machte. Groß und Klein. Ins Bett habe ich noch mit vierzehn Jahren gepisst. Das hat mich schon selbst genervt. Aber in

meinem Traum kam ein kleines Männchen mit Zipfelmütze vor. Das fand ich irgendwie gut. Das war mein Kumpel, glaubte ich jedenfalls. Irgendwann sagte das Männchen zu mir: „Na Veit, komm!“, und drehte sich ein bisschen von mir weg, als ob es sich schämen würde. Dann holte es seinen Schniedel raus und fing an zu pinkeln. Da es mein Kumpel war, solidarisierte ich mich natürlich mit ihm. Wir steigerten das, bis hin zum Weitpinkeln. Ich habe aber nie gewonnen. Das mit dem Weitpinkeln habe ich mit Opa Balier im wahren Leben häufiger mal gemacht, dabei gewann ich aber auch nie.

Jedenfalls, nachdem meine Mutter aus Frust die Bettdecke aus dem Fenster gehangen hatte, sodass sie jeder sehen konnte, machte ich mit dem Männchen Schluss. Es machte mir eine riesige Szene. Es war wirklich so, als würde ich mit einem Mädchen Schluss machen. Seitdem war ich es los.

Zurück zu meinem Kommunikationsdrang. Ich verstand jedes Wort, hatte aber keine Lust zu sprechen. Ich probierte es nicht mal. Meine Mutter gab es irgendwann auf, mich darauf anzuquatschen. Aber mein Vater, wenn der nach Hause kam... Ich freute mich immer riesig auf ihn, lächelte ihn breit an, aber erzählte eben nichts. Er meinte immer: „Mensch Junge, willst du mir ne irgendwatt sagen? Sach do irgendwatt, Junge!“

Danach haute er sich immer hin, auf die Couch. Er war müde, arbeitete viel und trug Verantwortung. Ich blieb dann bei ihm, weil daraufhin die Sensation

folgte. Er schlief ein und vielleicht fünf oder zehn Minuten später kam ein lauter Furz, meistens noch ein, zwei hinterher. Eine wahre Sensation für mich. Ich zelebrierte das immer. Und dann passierte es: Er kam durch die Explosionen immer in eine Art Halbschlaf.

Da sagte ich meinen ersten Satz: „Vater zu Hause Pup!“

Ich muss das übersetzen, denn das ist Steno und heißt: Immer wenn Vater nach Hause kommt, pupst er.

Mein Vater schreckte hoch, als ob er einen elektrischen Schlag bekommen hätte. Dann ging es los: „Rita... Rita...Rita...!“ Ich – total verwirrt. Meine Mutter kam angerannt, dachte wahrscheinlich, ich sei aus dem Fenster gesprungen.

Mein Vater nahm mich ganz stolz an die Hand, lächelte mich an und sagte: „Los Veit! Sag das noch mal!“

Ich sagte natürlich nichts.

Mein Vater schwor Rita: „Der hat was erzählt. Irgendwas mit Haus und Pup. Aber da war was. Wirklich!“

Meine Mutter: „Det kannste verjessen, der Bengel erzählt janischt. Det haste jeträumt, haste det. Det is alles.“

Meinem Vater kamen auf einmal selbst Zweifel: „Der hat do wat erzählt oder do ne?“

Ein paar Wochen später wiederholte sich das. Nur diesmal passte er auf, der Alte, dass er nicht schläft. „Vater zu Hause Pup!“, sagte ich dann häufiger, sogar zu meiner Mutter.

So begann ich zu sprechen. Alle anderen Kinder sprachen da schon längst.

Aber es folgte ein sprachlicher Rückschlag. Meine Oma holte mich ab, da meine Mutter zu wenig Zeit hatte und ich nicht in den Kindergarten wollte. Dort waren nämlich die doofen Kinder, die mich genauso anglotzten wie meine Verwandten, bloß eben ohne Mitleid.

„Kumm ock, Jung!“ Und so ging es los ins schlesische Asyl. Meine Oma wurde 1902 geboren. Sie war also schon über vierzig als sie Schabenau an der Bartsch, Nähe Guhrau, verlassen musste. Dadurch war die schlesische Sprache bei ihr natürlich noch präsent, aber erzählt wurde nicht viel und wenn, dann war es eine Sprache, die es für mich neu zu entdecken galt. Es gab Arbeit, viel Arbeit, da meine Oma eine kleine Hofstelle allein zu bewirtschaften hatte. Die Männer waren schon alle gestorben, Opa und Uropa, der eine am Alter, der andere an einer Krankheit.

Wir sind von der Insel runter, rein in die Aue. Das ging abrupt, ganz schnell von der Saatener Straße runter ins Luch hinein, an einem kleinen Bach vorbei, mitten im Erlenwald, aus der dunklen Kälte raus, auf einmal rein ins Licht. Als ob jemand auf der Bühne einen Spot angemacht hätte: die Fischereiwirtschaft, ehemals Diel, wo auch der Mann weggestorben war. Ich hatte immer die gleiche Empfindung wenn ich dort hingelange, über diesen kleinen Radweg, der sich durch den Wald am Bach und am Sumpf vorbeischlängelte.

Die Wirtschaft lag so tief, dass man zur Oder hochschauen musste. Bei Wasser könne man den Kahn am Schornstein festmachen, haben die Alten immer gesagt. Der Damm war an der Stelle so hoch, dass er im Winter unser Rodelberg war. Die Fischerei stand gut im Futter, denn der Damm stellte gutes Futter bereit. Und das holten wir uns mit der Mistkarre. Kaninchen und Karnickel, das waren die Futterverwerter und dazu ein, zwei Ziegen. Karnickel hatte meine Oma stets an die zwanzig, dreißig Stück und die brauchten wir auch. Wenn der erste Frost kam, wurde geschlachtet. Dann wurde das weiße Fleisch zum Anfrieren auf die Wäscheleine gehängt. Danach wurde eine Woche lang in Litergläsern eingeweckt. Somit waren Karnickel unsere Hauptnahrung und ich muss sagen, nie wieder habe ich solch leckere gegessen. Wenn sie alle waren, gab es schlesische Bratkartoffeln mit Ei. Kurz vor Schluss wurde die heiße Masse vom Herd genommen und dann kamen die Eier ran. Das war fast wie Ablöschen. Und absolut lecker.

Manchmal gab es zum Sonntag Schmorwurst von unserem Schlächter, Schwichtenberg. Meine Oma war in diese Würste verschossen. Die Dinger hatten Ähnlichkeit mit Weißwurst. Die Schmorwurst wurde in Fliedermussoße süß-sauer abgeschmeckt. Hat auch mir gut geschmeckt. Diese Nahrungsquelle war perfekt für mich. Zu trinken gab es, wie später auch bei Tante Else, Muckefuck warm, immer warm. Stand auf der Maschine, im Sommer wie im Winter warm.

Da unten im Luch gab es viel neues Land für mich zu erschließen und zu entdecken. Ich wurde der Kolumbus des Modders.

Die alten Schachtlöcher mit Wasser drin, die alte und die neue Oder, alles mein Gebiet. Ich stand manchmal morgens noch vor meiner Oma auf und kam erst abends, wenn es dunkel wurde, wieder nach Hause. Oft rief meine Oma auch nach mir. Das Luch ist wie ein Telefon, man kann Rufe richtig weit hören. Ich hatte immer ein Beil und Stullen dabei.

Hier draußen musste ich endlich nicht mehr quatschen. Hier war ich in meinem von mir eroberten Gebiet. Die Rehe wurden mir vertraut. Über Monate hinweg habe ich zu einzelnen Exemplaren Kontakt aufbauen können, meistens zu weiblichen. Die kamen aus ihren Einständen raus, liefen oft parallel zu mir und fiepten. Doch ich hatte zu wenig Zeit, musste mir mit meinem Beil Land erschließen, zum Siedeln.

Die Zeit hat mich natürlich geprägt, ich war genauso asozial wie meine Rehe. Bis auf Oma keine Menschen, keine Kinder. So ging das bestimmt ein Jahr lang. Natürlich war ich auch gelegentlich zu Hause, aber ich verbrachte deutlich mehr Zeit im Luch.

Brückenzeit

Wir lebten in einer Wohnung an der Brücke. Das war eine hochinteressante Ecke für uns Kinder, da es dort viel zu entdecken gab – den Krieg, oder was davon übrig geblieben war.

In verschütteten Kellern fanden wir tote Soldaten, Gewehre und Munition. Weil das für uns eine Gegend war, in die wir hineingewachsen waren, hatten wir gleich das richtige Spielzeug, um Räuber und Bulle zu spielen. Wir setzten uns die Stahlhelme auf, nahmen die verrosteten Gewehre, und dann ging die Post ab. Ein bisschen unheimlich war es schon, aber wie ich schon sagte, reingewachsen. Für uns wurde das zur Normalität. Wir waren in den zugewucherten Gärten und Hofstellen unsichtbar für die Erwachsenen. Ein vorläufiges Ende dieses Spiels gab es, als ich die Munition, weil die so nass war, bei uns auf dem Kachelofen trocknete. Schön auf die Zünder gestellt, hochkant, viele verschiedene Kaliber von Haubitze bis Bombe, so groß, dass ich die allein nicht wegschaffen konnte. Kein Problem, Hilfe geholt. Ein Mann fasste vorne am Zünder an, der andere hinten am Fächer und dann gestapelt auf Lager gelegt. Das war unser eigenes Depot, ein geheimes. Irgendwann kam einer auf die Idee, er habe gehört, die Dinger seien gefährlich. Es sei vielleicht besser, wenn wir die ganz großen zur Schule bringen.

Also den Schulweg entlang, mit etlichen Pausen, das Ding dahingehievt und vor dem Lehrerzimmer abgelegt, angeklopft und Action! Schulevakuierung und Verhör, bis wir weinten. Der Stress war groß und traf auch unsere Eltern. Also kamen Munitionsleute, entschärften das Ding und hielten Vorträge an der Schule. Wir waren die schwarzen Schafe, weil wir alles falsch gemacht hatten.

Das mit den erwähnten Mumpeln war ja auch so ein Erfolg: Meine Eltern waren immer zehn bis zwölf Stunden aus dem Haus. Abends, so gegen achtzehn Uhr, gab es Abendbrot. Jedenfalls entdeckte meine Mutter die Dinger und bekam Panik. Mein Alter fiel ohne zu furzen von der Couch. ‚Bumm‘, hörte ich es. Im gleichen Moment stand er neben Mutti.

Na ja, das ging intern ab, mein Vater entsorgte die Mumpeln, ich weiß nicht wo und ich musste versprechen, immer schön artig zu sein. Das ging noch, aber das mit der Schule war nachhaltig. Das war so schlimm, dass wir alle keine Lust mehr hatten, Räuber und Bulle zu spielen. Außerdem hatten irgendwelche Vermummten fast all unsere Verstecke gefunden. Die hatten wohl tagelang systematisch gesucht.

Die Brücke. Was gibt es da noch zu erzählen?

Grenzer gab es da. Viele waren richtige Kumpels, nähten uns Schulterstücke auf unsere Ziviljacken und wir fühlten uns gleich wie Patrioten. Ganz stolz mit